In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 108. Posen, den 11. Mai 1928. 2. Jahrg.

Die Arena.

Roman von **Vicente Blasco Ibanez.**

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.

14. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Eine ganze Wand nahm die Bibliothek ein, durch deren immer verschlossene Glastüren man achtunggebietende Reihen dicker Bände erblickte.

Als Don José anfing, seinen Matador als den Torero der Aristokratie zu bezeichnen, hielt es Gallardo für notwendig, sich dieser Auszeichnung durch Bildung würdig zu erweisen und betrat eines Tages mit entschlossener Miene eine Buchhandlung.

„Schicken Sie mir für dreitausend Pesetas Bücher!“

Und da der Buchhändler nicht ganz zu verstehen schien, fuhr er energisch fort:

„Bücher, hören Sie nicht? . . . Die größten, die es gibt, wenn möglich mit Goldschnitt.“

Er wurde zufriedengestellt. Wenn man im Klub von etwas sprach, das er nicht verstand, sagte er, klug lächelnd:

„Das muß ich in meiner Bibliothek nachlesen.“

Einmal, als er an einem regnerischen Tage gelangweilt durch das Haus schlich und nicht wußte, womit er sich beschäftigen sollte, öffnete er schließlich andächtig den Bücherschrank und zog einen Band, den größten, hervor. Auf das Lesen des Textes verzichtete er, besah dafür aber mit kindlichem Entzücken die Abbildungen: Löwen, Elefanten, langmähnige Pferde, Esel mit farbigen Streifen, wie ein Linienblatt bemalt . . . Sorglos schritt der Torero weiter auf dem Pfade der Wissenschaft, bis er auf die bunten Ringe einer Schlange stieß.

„Huy! Das Gewürm, das unheilbringende Gewürm!“

Und krampfhaft die Hand schließend, streckte er ihm Zeigefinger und kleinen Finger — zwei Hörner — entgegen, um das Unglück zu beschwören. Er blätterte weiter, doch da auch die folgenden Seiten grauenhafte Reptilien zeigten, stellte er verstimmt das Buch in den Schrank zurück.

Seit damals lag der Schlüssel zum Bücherschrank vergessen in einer Schreibtischschublade, zwischen Drucksachen und alten Papieren.

An diesem Ostersonntagmorgen diente die Stille des Arbeitszimmers aber nur dazu, Gallardos Unruhe zu vergrößern. Ohne zu wissen, warum, vertiefte er sich in den Anblick des Stierschädels, und die peinlichste Begebenheit seines Lebens stieg wieder vor seinem Auge auf. Was hatte ihm diese schlimme Bestie auf der Plaza von Saragossa zu schaffen gemacht! Ein Toro mit dem Verstande eines Menschen! Unbeweglich, in den Augen teuflische Bosheit, wartete er, bis der Espada an ihn herankam, und stieß, ohne sich von dem roten Tuch beirren zu lassen, stets nach dem Körper; die Degenstiche gingen in die Luft, da er sie geschickt mit seinen Kopfbewegungen parierte. Das Publikum wurde ungeduldig, pfiff und beschimpfte den Matador, der sich vollkommen klar war, daß nicht er den Stier, sondern der Stier ihn töten würde, wenn er ihm den Degenstich regelrecht von vorn beibringen wollte. In Schweiß gebadet, folgte er dem Toro von einem Ende der Arena bis zum anderen, um schließlich eine Gelegenheit wahrzunehmen, dem Tier mit einem infamen Seitenstoß nach dem Hals den Garaus zu machen. Die Menge tobte vor Entrüstung; Flaschen und Orangen flogen dem hinterlistigen Espada um den Kopf. Eine schmachvolle Erinnerung! . . .

Und Gallardo hielt den Anblick dieses Schädels für nicht weniger unheilbringend wie die Begegnung mit der Einäugigen.

„Verflucht sollst du sein und mit dir dein elender Züchter! Zu Gift soll das Gras werden, das deine Rasse frißt! . . .“

Garabato meldete, daß Freunde ihn im Patio erwarteten, Anhänger, die es für ihre Pflicht erachteten, den Matador vor der Corrida zu begrüßen. Augenblicklich vergaß er seine Besorgnisse, und lächelnd, mit arroganter Miene, als könnte er die Stunde nicht erwarten, seine Toros in den Sand zu strecken, schritt er seinen Besuchern entgegen.

Nach der Mahlzeit ließ er sich von seinem Diener ankleiden. Und dann kam er erschütternde Abschied.

„Als ob ich zum Galgen geführt würde! Bis nachher! Seid nur ruhig, es passiert nichts!“

Der Sattler, wie ein Dandy im hellen Flanellanzug und weißem Filzhut, schimpfte wütend über das ungeschliffene Benehmen seines Schwagers. Konnte der ihm nicht einen Platz im Wagen der Cuadrilla anbieten?

Doch trotz seines Aergers versprach er, nach jedem Stier einen von den kleinen, sich an der Plaza herumtreibenden Gassenjungen mit Nachrichten zu senden.

Die Corrida wurde zu einem glänzenden Erfolg für Gallardo. Sobald er die Arena unter dem Beifall der Menge betrat, schien er zu wachsen. Der Boden, auf dem er stand, war ihm vertraut. Beeinflußte doch sogar der Sand der Redondels seine abergläubische Seele! Weiß schimmerten die Plazas von Valencia und Barcelona, dunkel die des Nordens, und rötlich leuchtete der Boden der Arena von Madrid. Doch hier hatte er den feinen, hellgelben Sand des Guadalquivir unter seinen Füßen, der, wenn die Pferde gleich einem bodenlosen Topf Ströme von Blut über ihn vergossen, an die Farben der Landesflagge erinnerte.

Auch die verschiedenartige Architektur der Plazas spielte eine Rolle in seiner Einbildungskraft. Die übrigen — mehr oder weniger neuen Bauten im römischen oder arabischen Stil — glichen in ihrer Banalität modernen Kirchen, leer und ohne jede Wärme. Die von Sevilla aber war voll von Erinnerungen, belebt von dem Geist vieler Generationen. Ihr Portal stammte aus dem Jahrhundert der gepuderten Perücken, und in der ockerfarbenen Arena hatten Helden gekämpft. Die glorreichen Erfinder der schwierigsten Bewegungen, die Vervollkommner der Kunst: ruhige und korrekte Kämpen der Rondaschule; flinke, übermütige Meister der Schule von Sevilla . . . und jetzt er! Trunken vom Beifall, trunken von der Sonne und dem Anblick einer weißen Mantilla über einer Logenbrüstung, fühlte er sich zu allem fähig

Als auf seinen Befehl der zweite Stier vom Nacional durch geschicktes Locken mit dem Mantel bis zur Loge des Marquis von Moraima gebracht war, schritt Gallardo, Degen und Muleta in der Linken, bis unter die Brüstung, zog die Mütze und widmete den Toro Donja Sol. „Olé die Burschen mit Glück!" brüllte die Galerie, während der Espada den Stier annahm. Nie hatte man den Matador so groß gesehen. Jeder Gang mit der Muleta wurde von enthusiastischen Rufen und Angstschreien begleitet. Die Hörner fegten so dicht an seiner Brust vorbei, daß die Menge in atemloser Spannung verharrte. Ganz plötzlich stand er, den Degen vor dem rechten Auge, wie eine Säule, warf sich pfeilgeschwind vor. Ein knapper Schritt zur Seite. Regungslos verharrte der Diestro auf demselben Fleck, und der Toro, die Klinge bis zum Knauf im Leib, brach stöhnend zusammen.

Ein Sturm brauste über die Plaza. Wie e i n Mann sprang das Publikum auf und tobte vor Begeisterung, während Gallardo die Arme mit Degen und Muleta grüßend zur Loge hob.

Von dort kam, von Hand zu Hand weitergereicht, ein weißer Gegenstand, das winzige Spitzentaschentuch Donja Sols, durch einen funkelnden Brillantring hindurchgezogen. Der Dame Dank für den ihr gewidmeten Stier.

Wieder wanderte etwas von Hand zu Hand, dieses Mal von den Schranken aufwärts zur Loge, ein kleines, behaartes, noch warmes Dreieck: das Ohr des Toros.

Als Gallardo heimkehrte, hatte sich die Kunde von seinem glänzenden Triumph schon verbreitet, und eine dichtgedrängte Menge brachte ihm vor seinem Hause neue Ovationen.

Mutter und Schwester bewunderten den Ring. Nur Carmen verzog das Gesicht. „Ganz hübsch!" Damit gab sie ihn eilig weiter, als verbrennte er ihr die Finger.

Von neuem begann für den Espada die Reisezeit; von neuem grübelte sein Bevollmächtigter endlose Stunden über den Fahrplänen, um passende Verbindungen herzustellen.

Auf dieser irren Hetze lernte Gallardo bei ausgelassenen, ihm zu Ehren veranstalteten Gelagen eine Menge Frauen kennen, kam aber von diesen Festen mit einer wilden Traurigkeit zurück, die ihn unausstehlich machte. Er fühlte grausame Wünsche, die Frauen zu mißhandeln, die Launen der einen an ihrem gesamten Geschlecht zu rächen.

Es gab Momente, in denen er sich durch einen Aussprache gegenüber dem Nacional von diesem Druck zu befreien suchte.

„Du mußt diese Senjora vergessen, Juan," mahnte dieser mit strenger Miene. „Carmen weiß viel mehr als du ahnst, weiß alles, wie ich aus ein paar Redensarten von ihr entnahm. Es ist eine Sünde, deine Frau so zu quälen. Sie hat Charakter und könnte dir noch Verdruß bereiten."

Aber Gallardo zuckte nur mit den Achseln über solch sentimentale Skrupel.

„Du weißt eben nicht, wie diese Frau ist! Du, Sebastian, bist ein armer Tropf, der das Gute nicht kennt. Nimm alle Frauen Sevillas zusammen — nichts! Nimm die Frauen aller Städte, in denen wir waren — nichts! Es gibt nur eine Donja Sol. Und unsere Ehefrauen? Die riechen nach sauberem Fleisch und frischer Wäsche. Aber diese, Sebastian, diese! . . . Denk' dir alle Rosen aus den Gärten des Alcazar zusammen . . . Nein, es ist noch schöner: Jasmin, Flieder und der Geruch der Wicken, die im Paradies wuchsen. Und dieser Duft kommt von innen, als strömte ihr Blut ihn aus. Noch etwas! Wenn du die anderen einmal siehst, hast du alles gesehen. Bei ihr bleibt immer etwas zu wünschen, etwas zu erwarten, was nicht kommt . . . Ich kann das alles nicht richtig ausdrücken, Sebastian. Aber da du nichts davon verstehst, unterlaß gefälligst das Predigen!"

Von Zeit zu Zeit traf eines jener kurzen, wohlriechenden Briefchen aus Sevilla ein, die ihn zu seinen Erfolgen beglückwünschten. Doch plötzlich blieben die Briefe aus; Donja Sol reiste im Auslande. Einmal, als er in San Sebastian kämpfte, sah er sie. In Gesellschaft einiger französischer Damen, die den Torero kennen lernen wollten, kam sie für einen Nachmittag von Biarritz. Von da ab hörte er von ihr nur durch die kurzen Nachrichten, die der Marquis hie und da Don José mitteilte.

Einige Monate hielt sie sich an eleganten Badeorten auf, deren Namen der Torero nicht auszusprechen vermochte. Dann erfuhr er von ihrem Aufenthalt in England. Von dort ging sie nach Deutschland, um Opern beizuwohnen in einem wunderbaren Theater, das seine Pforten nur während einiger Wochen im ganzen Jahre öffnete. Und Gallardo verlor die Hoffnung, daß dieser abenteuerlustige, unruhige Zugvogel sein Nest in Sevilla wieder aufsuchen würde.

„Sie nie mehr sehen! Warum dann weiter mein Leben aufs Spiel setzen und den Ruhm suchen? . . . Wozu der Applaus der Massen!" stöhnte er.

Doch sein Bevollmächtigter beruhigte ihn. „Sie kommt wieder," schrieb er, „und wäre es auch nur für kurze Zeit. Mit allen ihren Kaprizen ist Donja Sol doch praktisch veranlagt und weiß für ihr Hab und Gut zu sorgen. Sie bedarf der Hilfe des Marquis, um eine Menge verwickelter Angelegenheiten in Ordnung zu bringen."

Ende des Sommers kehrte der Matador nach Sevilla zurück, um einige Wochen, bis zu den Herbstcorridas, auszuspannen. Seine Familie hatte mit Rücksicht auf die an Skropheln leidenden Neffen den Strand von San Lucar aufgesucht.

Da hörte er eines Tages durch Don José von Donja Sols unerwarteter Heimkehr. Zitternd vor Erregung, begab er sich sofort zu ihr, fühlte sich aber maßlos enttäuscht durch ihre reservierte Liebenswürdigkeit und ihre kalten Augen, in denen die ganze Kluft zwischen der Weltdame und einem rüden Torero lag.

Ruhig sprachen sie, ganz ruhig. Sie schien die Vergangenheit vergessen zu haben, und Gallardo wagte nicht, daran zu erinnern. Noch weniger erkühnte er sich zu der geringsten Vertraulichkeit aus Furcht vor einem ihrer Zornesausbrüche.

„Sevilla!" sagte Donja Sol, „sehr hübsch . . . sehr angenehm. Doch gibt es noch mehr auf der Welt. Wissen Sie, Gallardo, eines Tages fliege ich fort, für immer. Ich ahne, daß ich mich hier sehr langweilen werde. Mir kommt es vor, als hätte man mir mein Sevilla vertauscht."

Sie duzte ihn nicht mehr, und der Matador beschränkte sich darauf, sie schweigend mit anbetenden Augen anzusehen.

Zwei Tage später sprach er ihr von einem notwendigen Ausflug nach seinem Gut, wo er einige durch Don José während seiner Abwesenheit gekaufte Olivenpflanzungen besichtigen mußte.

Donja Sol lächelte, lächelte über einen tollen Gedanken, der in ihr aufstieg. Sollte sie mitfahren nach diesem Gut, wo Gallardos Familie einen Teil des Jahres zubrachte? In die friedliche Ruhe dieses Hauses einbrechen und den Skandal herausfordern? . . .

Das Extravagante ihrer Idee gab den Ausschlag.

„Die Rinconada interessiert mich, ich komme mit."

Gallardo erschrak. Jedoch ein Blick Donja Sols erstickte alle seine Bedenken. Wer weiß? . . . Vielleicht fand sie sich dort draußen zu ihm zurück!

Einen letzten Einwand brachte er noch vor.

„Und der Plumitas? . . . Er wurde letzthin in der Nähe der Rinconada gesehen."

„Ah, der Bandit!" Donja Sol strahlte. „Das wäre die schönste Ueberraschung, wenn ich den zu Gesicht bekäme!"

(Fortsetzung folgt.)

Ich habe meinen Sohn geschlagen.

Von Janos Bokay.

Er ist zwei Jahre alt, und ich habe ihn geschlagen. Ich verstehe nicht, wie ich es tun konnte. Es war eine Dummheit, eine dumme Grausamkeit, ein närrisches Spiel der Nerven. Ein zweijähriges Kind schlagen, einen kaum zum Bewußtsein erwachten kleinen Menschen, einen hilflosen Wurm, und noch dazu meinen eigenen Sohn. Hätte ihn ein anderer auch nur mit einem Finger angerührt, ich würde ihn getötet haben. Und ich habe ihn dennoch geschlagen. Und zwar einfach deshalb, weil er seinen Kaffee nicht trinken wollte.

Ich arbeitete in meinem Zimmer, und meine Frau gab Hänschen im anstoßenden Raum zu essen. Ich hörte ihre Stimme, die sanfte, ermutigende, geduldige Stimme meiner Frau, und die sich immer wiederholende, trotzige, kurze Antwort: „Nein!" Ich lauschte nur mit einem Ohr, lächelte anfangs sogar über den Trotz des Kindes, legte aber dann plötzlich die Feder nieder, und eine seltsame Nervosität erwachte in mir. Jetzt interessierte mich nur noch der durchsickernde Dialog. Ich lauschte gespannt.

„Schau, Hänschen, trink deinen Kaffee . . . mir zuliebe . . ."

„Nein!"

„Auf dem Boden der Tasse ist süßer Zucker, beeile dich, er schmilzt sonst."

„Nein!"

„Hör mich an, ich will dir ein wunderschönes Märchen erzählen: Es war einmal ein alter König mit einem langen Bart . . ."

„Ich will nicht! Ich trink nicht!"

„Warte, ich werde dich mit dem Löffel füttern . . ."

„Nein! Nein! Nein!"

„Ich hab etwas in der Tasche; wenn du den Kaffee austrinkst, zeig ich es dir."

„Ich will nicht!"

„Wenn du trinkst, stellen wir die Soldaten auf, und ich bringe dir einer herrlichen, farbigen Luftballon!"

„Nein!"

„Du mußt trinken, sonst sag ich es dem Papa, und der schimpft mit dir!"

„Nein!"

Das ging eine halbe Stunde so; immer wieder vernahm ich entschieden und starrköpfig: „Nein!"

Ich umklammerte krampfhaft die Stuhllehne; jeder meiner Nerven bebte. M e i n e Natur! Meine verstockte, starrköpfige Natur! Ich werde sie ihm aber austreiben! Später wäre jede Mühe vergeblich . . ."

Ich stand auf. Schlich mich an die Tür, legte meine Finger auf die Klinke, lauschte einige Minuten: Nein, nein und nein!

Ich trat mit einer heftigen Bewegung ein. Meine Frau sah mein Gesicht und machte eine schützende, abwehrende Bewegung; sie lächelte sogar, um mich zu besänftigen.

„Ach laß ihn! Er wird schon trinken . . . Man muß ihn ja jedesmal etwas ermutigen, dann tut er es ganz plötzlich . . . Gelt, Hänschen du wirst schön deinen Kaffee trinken!"

„Nein!"

„Zeig rasch dem Papa, wie du Kaffee trinken kannst . . ." — Und an mich gewandt: „Sieh doch, was für einen braven, kleinen Sohn ich habe . . ." — Und damit hob sie das Glas an des Knäbleins Lippen.

Aber Hänschen schlägt die Hand beiseite, so daß einige Tropfen Kaffee herausspritzen. Das Blut steigt mir zu Kopfe:

„Auf diese Art ist nichts zu erreichen! Mit schönen Worten gelangst du nicht ans Ziel. Das Kind ist dir ja bereits über den Kopf gewachsen! Ich werde dir zeigen, wie man's macht. Da muß man energisch sein! Gib mir das Glas."

„Aber, laß doch . . . er ist ja noch so klein . . . Rege dich nicht auf. Geh in dein Zimmer zurück. Ich werde schon mit ihm fertig werden . . ."

Ihre Augen glänzen von Tränen.

„Gib das Glas her . . . Komm her, Hans! Eins — zwei, trink sofort deinen Kaffee aus, sonst gibt es was!"

„Nein!" — sagt er mit fester, trotziger Stimme.

„Nein, sagst d u! Wir werden schon sehen!"

Ich packe mit einer Hand seinen Nacken, mit der anderen den Löffel, herrsche ihn dann an:

„Mach' den Mund auf. Aber gleich!"

Und ich versuche gewaltsam, ihm den Löffel in den Mund zu stecken; doch die Lippen pressen sich krampfhaft gegeneinander, und der Kaffee tropft das Kinn hinab.

„Mein Gott!" — seufzt meine Frau, und Tränen rollen ihr über die Wangen; und sie streichelt mit zitternder Hand Hänschens Kopf. — „Tu ihm nichts, ich bitte dich darum!"

Ich bin Worten nicht mehr zugänglich. Wut und Scham würgen mich, ich schäme mich des Mißerfolges. Schulde es meinem Ansehen, daß . . .

„Freilich, wenn er sieht, daß du für ihn Partei ergreifst und mit ihm Mitleid hat, dann werde auch ich mit ihm nicht fertig! Ich nehme ihn in mein Zimmer mit. Du bleib hier . . . Ich möchte sehen, ob! . . . Komm, Du Fratz . . ."

Ich packe ihn bei der Hand und schleppe ihn mit mir. Hänschen weint nicht, stemmt aber die Füße gegen den Fußboden, so daß ich ihn gewaltsam ziehen muß.

„Quäl doch das arme kleine Kind nicht!" ruft meine Frau im kriegerischen Ton der ihr Kind verteidigenden Mutter. — „Laß ihn los, du tust ihm ja weh!"

Das reizt mich noch mehr, und ich schlage vor ihr die Tür zu.

Jetzt sind wir allein. Wir kreuzen unseren Willen, — das zweijährige Kind und ich. Ich muß siegen, darf die Schlacht nicht verlieren, denn es handelt sich hier nicht mehr bloß um den Kaffee . . .

Wir stehen Aug in Auge. Sein Blick ist entsetzt, jedoch entschlossen, fest und f e i n d s e l i g. Eine Weile betrachte ich ihn wortlos. Obschon zum Kampf bereit, versuche ich eine friedliche Einigung. Ich gebe meiner Stimme einen weichen Klang:

„Sieh, Hänschen . . . ärgere deinen Vater nicht, du weißt ja, wie lieb ich dich habe . . . Den Kaffee mußt du trinken . . . Trink ihn freiwillig, das ist ja auch für dich besser . . . Nicht wahr, du wirst es tun . . ."

Er antwortet nicht einmal mehr. Sieht mich nur an, mit fest zusammengepreßten Lippen, kalt und entsetzt.

„Du, Hans! Ich versteh keinen Spaß. Wenn du nicht gehorchst, bekommst du Prügel! Nimm jetzt schön das Glas und trink!"

Er spricht kein Wort und rührt sich nicht. Schaut mich nur an, unverwandt, mit weit aufgerissenen Augen. So sonderbar, daß ich mich unbehaglich zu fühlen beginne. Die Wut kocht bereits in mir. Ich vermag meine Nerven kaum noch im Zaun zu halten.

„Gut!" — sage ich mit aufbrausender Stimme: „Ich werde dir Anstand beibringen! Ich zähle bis drei, und wenn du nicht getrunken hast . . ."

Er rührt sich nicht. Wendet die erschrockenen, seltsamen Augen nicht von mir.

„Sprich! Bist du stumm geworden? Trinkst du, ja oder nein?"

Er schweigt hartnäckig.

„Gib acht, ich beginne zu zählen! Eins zwei . . ."

Ich ziehe die Zeit in die Länge und hoffe im Stillen, das Kind möge Vernunft annehmen, denn was mache ich sonst? . . . Ich kann doch nicht unterliegen . . . Die Erziehung . . . die Autorität . . . fürs ganze Leben!

„Dr . . rrr . . . rei! . . ."

Es ist ausgesprochen. Und das Kind rührt sich nicht! Jetzt heißt es handeln, — ich muß den Widerstand des Kindes brechen!

Ich packe Hans, er wehrt sich mit beiden Händen, ich hebe ihn hoch, er stößt, schlägt um sich, und da ich das Glas an seine Lippen presse, dreht er den Kopf fort und schlägt es mir aus der Hand.

Er war der Stärkere! Ich habe eine Niederlage erlitten!

„Geh!" — brülle ich außer mir: — „Geh! Ich will dich nicht mehr sehen!" Und da ich ihn auf den Boden stelle, und er der Tür zustrebt, gebe ich ihm in meiner Wut auf den Hintern einen Klaps.

Das Kind taumelt, schwankt, verliert das Gleichgewicht und stürzt nach vorn mit dem Kopfe gegen die Tür. In diesem Augenblick verwandelt sich meine Wut in Entsetzen. Ich erwarte das aufschluchzende Weinen, aber Hänschen liegt mit dem Gesicht dem Fußboden zugekehrt, reglos . . . vielleicht leblos.

Ich eile zu ihm, inzwischen ist auch meine Frau hereingestürzt; sie wirft sich schluchzend und wehklagend über das Kind und versucht, es wieder zum Bewußtsein zu bringen. Dann wendet sie sich mit wildem Blick zu mir:

„Du Wahnsinniger! . . . Was hast du mit m e i n e m Sohn getan! . . ."

Verzweiflung und Selbstanklage zerfleischen sich, tonloses Männerweinen ringt sich aus meiner Brust empor. Ich will zu den beiden hinstürzen, aber meine Frau ruft mir unerbittlich zu:

„Geh weg von hier!"

Und spricht mit unsäglich weicher Mutterstimme:

„Mein kleiner Sohn . . . Liebling . . . Sprich endlich . . . Mach doch die Augen auf!"

Jetzt rührt er sich, öffnet die Augen: noch immer sitzt der gleiche entsetzte Ausdruck in ihnen.

Meine Frau lacht und weint, sie küßt und kost das Kind, hebt es in die Arme und bringt es zu Bett.

„Tut es weh, Täubchen? — Wurdest geschlagen? . . — Sprich . . . was fehlt dir?"

Für mich haben sie keinen Blick, als wäre ich gar nicht zugegen; ich wage nicht, in ihre Nähe zu gehen, — fühle mich als F r e m d e r. Ich schleiche umher, wie ein reuiger Sünder . . .

. . . Ich höre Hänschen spricht bereits. Sie flüstern miteinander, wie Verliebte. Ich leide, möchte zu ihnen gehen, vor meinen Sohn hinknien, damit er mir ein Wort sage, mich anlächle, damit ich weiß, daß er mir v e r z i e h e n hat.

Ich ertrage es nicht länger. Ich nehme alle Kräfte zusammen und stehle mich ans Bett. Wie mich das Kind erblickt, schreit es auf, steckt seine beiden gespreizten Hände verteidigend vor sich hin:

„Nein, nein! . . . Jag' ihn fort, Mutti! Hilf mir . . ."

Ich wende mich ab und vergrabe das Gesicht in den Händen. Das Kind hat vor mir Angst! Mein Sohn, mein einziges Kind, hat vor mir Angst und haßt mich. Ich Unglücksmensch habe in diese empfängliche kleine Kinderseele das Gift, den Zorn gesät, unausrottbar . . . Er wird es nicht vergessen . . . wird vor mir Angst haben . . . wir werden einander fremd sein . . . Ich habe mein Kind verloren!

Ist ihm vielleicht auch ein Unglück zugestoßen? Er war ja ohnmächtig geworden . . . wenn vielleicht etwas in seinem zarten Kopf verletzt wurde . . . Ich bin daran schuld!

Wenn er wüßte, wie ich ihn liebe! Alle Pläne und Hoffnungen meines Lebens gehören ihm! Was für Märchenträume hatte ich im Zusammenhang mit ihm: ich werde sein Vater, sein Freund, sein Vertrauter sein . . . Und eine dumme Minute . . . Wir sind Feinde geworden! Und meine Frau, wie kalt, wie vorwurfsvoll sie mich ansieht!

„Stör' ihn nicht! Du weckst ihn noch auf. Sei froh, daß er eingeschlafen ist"

Ich soll froh sein?! . . .

Auch wir gehen zu Bett, ohne Abendbrot. Ich lausche im Dunkeln, atmet er? Da schreit er gerade im Schlaf auf:

„Tu mir nichts! . . . Es tut weh! . . . Nein! . . . Mama! . . . Mama!"

Er denkt an mich, hat vor mir Angst, bittet gegen mich um Hilfe! Sogar im Traum.

Ich verbringe lange Stunden schlaflos, mit offenen Augen Bisweilen bringt eine Träne hervor, trocknet aber sofort ein und brennt . . .

Endlich übermannte mich der Schlaf.

. . . Ich erwache davon, daß mir das Kissen unter dem Kopf fortgleitet. Ich blicke mich benommen um: vor meinem Bett steht Hänschen, mit verschmitztem, lachendem Gesicht, in der Hand das Kissen, das er mir unter dem Kopf fortgezogen hatte. Dann umschlingt er meinen Hals mit seinen weichen, kleinen Armen und erdrückt mich fast mit seinen Küssen.

Meine Stimme bebt, da ich frage:

„Liebst du mich?"

Ein neuer erstickender Kuß.

„Sehr?"

Süße, weiche Küsse.

„Sag, wen liebst du am meisten auf der Welt?"

„Meinen Vater . . . und die Mutti!" — Dann fügt er mit schlauem Gesicht hinzu, sich an mein Ohr neigend, damit der Mutter es nicht höre: „Dich aber ein bißchen mehr!"

(Einzig berechtigte Uebertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein.)

Sprüche, Fabeln und Legenden.

Von Carl Hauptmann.

(Nachdruck verboten.)

Der zu früh verstorbene Dichter Carl Hauptmann ist vor 70 Jahren, am 11. Mai 1858, geboren.

Die Schriftleitung.

Du Schuft, willst du es machen wie der habsüchtige Ritter unter Maximilianus und den Daumen mit dem Spiegel des Leichnams auf deinen Kaufvertrag drücken und dann und dann schwören, der Tote hat es dir verkauft? Du wirst den Richter finden, der klug genug ist, deine Zeugen zur Wahrheit zu verlocken oder zu täuschen.

*

Willst du dir zuletzt die Augen ausreißen und als Blinder die hundert Groschen fordern, die der König Krüppeln gibt? Du wirst besser tun, die Lasterhöhlen zu meiden und die siebenundzwanzig Schurken, die ihre letzten Lumpen für Genuß hinwerfen.

*

Setzt mir ja nicht auf die Wagschalen dieses Erbes hier Macht und dort Liebe, hier alle Schätze und dort die Sklavin, die meine Mutter ist, wie es der Königssohn mit dem Sohne der Sklavin tat. Du weißt sehr genau, daß die Liebe nicht bindet und du mich dann betrügst!

*

Wenn du auf die Dächer der Leute steigst, um zu stehlen, mache es nicht so dumm wie der Dieb in der Legende. Das Zauberwort F a l l a x wird nichts machen, auch wenn du es siebenmal vor dich hinsagst. Nur pfiffig und geschickt mußt du verfahren.

*

Verlange von der Eichel nicht, daß sie den Eichbaum schlage, nicht von einem guten Sohne, daß er seine Mutter um ihrer Uebeltaten willen züchtige.

*

Welcher ist der faulste der Königssöhne?

Der, den Strick um den Hals, gehenkt werden soll, und den Strick nicht abschneidet, zu faul, sein Schwert zu gebrauchen?

Oder der am Feuer sitzt und sich die Beine verbrennt, zu faul, die Beine vom Feuer zu ziehen?

Oder der im Bett unter einer Traufe liegt, daraus Tropfen um Tropfen ihm in beide Augen fällt, zu faul, den Kopf auch nur rechts oder links zu wenden?

*

Wir sind ein Hundegeschlecht . . . wir warten immer auf unser besseres Teil . . . und wenn der Sohn heimkommen wird, wird ihm die Mutter aus Glück und Zärtlichkeit den Mund abküssen und der Bruder die Nase.

*

Bösewichter reiten immer auf dem Nacken dumm-guter Tüchtiger zum gewinnreichsten Ziele. Das ist das Genie des Bösen, einen Tüchtigen düpieren und seine Kräfte für sich auszunutzen.

*

Der schlaue Fuchs läßt sich immer von dem gutmütigen Winzer den mühsamen Bergweg zum eigenen Bau tragen.

*

Der Himmel hat endlich eine reiche Ernte geschickt — aber was nützt es dem armen Manne, wenn sich die Erde mit ihren Formeln dazwischen legt?

*

Nehmt die Kerze recht lang, die Ihr anzündet, wenn Ihr Sieger seid, damit das Licht eurer Milde und Großmut euren Feinden lang scheine.

*

Der Spiegel kann doch zu was gut sein. Die Weisen Alexanders rieten, einen großen Spiegel zwischen die Stadtmauer und sein Heer zu stellen. Denn auf der Stadtmauer war ein Basilisk. Der Spiegel lenkte den Blick des Basilisken auf sich selbst zurück.

Gedenktage.

11. Mai. In memoriam Carl Hauptmann. Carl Hauptmann, der am 11. Mai 70 Jahre alt geworden wäre, hat zu Lebzeiten immer im Schatten seines jüngeren Bruders Gerhart gestanden. Blättert man aber in den Briefen, die jetzt unter dem Titel „Leben mit Freunden" erschienen sind, so erkennt man, daß Carl Hauptmann zu den Besten seiner Zeit in enger Beziehung stand, und das Ansehen and die Verehrung, die er namentlich bei der jüngeren Generation fand, bei Hanns Johst sowohl wie bei Ernst Toller, sehr verschiedene Naturen also, ist seit seinem Tode noch immer gewachsen. Hauptmann war zu Obersalzbrunn in Schlesien geboren, hatte Naturwissenschaften und Philosophie studiert, sein Doktorexamen gemacht und sich dann nach Oberschreiberhau zurückgezogen. Seine Werke, Dramen, Novellen und Romane, sind in den ihnen innewohnenden Ideen gewiß stärker und reicher als in der Form. Man hat oft den Eindruck, als habe sich der Dichter nicht völlig gelöst von seinen Gestalten, sie nicht klar aus sich herausgestellt, und der Rest des Schöpfungsprozesses selbst hat die Wirkung immer wieder beeinträchtigt. Am Anfang der langen Reihe seiner Dichtungen stehen die naturalistischen Schauspiele „Marianne", „Waldleute", „Ephraims Breite", die wie die Dramen seines Bruders in der schlesischen Heimat wurzeln. Bald aber kamen andere dramatische Dichtungen, die deutlicher erkennen ließen, daß es dem Autor nicht auf realistische Zustandsschilderung ankam. „Ich fahnde allenthalben nach Seele", heißt es in seinem sehr aufschlußreichen Werk „Aus meinem Tagebuch" (1900). Mit der dramatischen Dichtung „Die Bergschmiede" (1902) errang Hauptmann sich den Volksschillerpreis. Wichtiger als seine Dramen sind aber gewiß die Romandichtungen Hauptmanns: „Mathilde" (1902) ist die Geschichte einer lebenstüchtigen Arbeiterfrau; „Einhart der Lächler" erzählt die Seelengeschichte eines Künstlerlebens von der Geburt bis zum Tode, eine auch in der Komposition gewaltige Leistung; und „Ismael Friedmann" gestaltet, vielleicht am rundesten unter allen Werken Hauptmanns, die Schicksale eines Halbjuden in unserer Welt. Die Spätwerke des Dichters zeigen ihn immer wieder als einen lebendigen schöpferischen Geist, der neue Formen sucht und der dabei manche Verwandtschaft mit dem Expressionismus erkennen läßt. Sein Werk war nicht beendet, als er am 4. Februar 1921 in Schreiberhau einem Schlaganfall erlag. Die neue Jugend klagte um ihn, sie erobert sich auch immer mehr seine Dichtungen, zu denen aus dem Nachlaß kürzlich noch der großartig-visionäre Roman „Tantaliden" getreten ist.

Fröhliche Ecke.

In Vertretung. Hein und Fietje sind zur Musterung geladen. Die Gestellungszeiten liegen eine Stunde auseinander, und Fietje geht als erster hin. Er kommt zurück. „Ick bün untauglich." — „Da gratuleer ick," sagt Hein und geht mit Fietje erst mal einen schmettern. Beim fünften Köhm kommt Hein ein Gedanke: Fietje soll noch mal hin und seine Rolle spielen. Fietje geht also ab und Hein bleibt auf der Köhminsel zurück. Nach längerer Zeit kommt Fietje wieder an: „Du — Hein," sagt er, „dich hebb'n se genommen."

Fabel. Die Schnecke hatte das Kamel zu einem Wettkampf herausgefordert. Sämtliche Tiere des Kasernenhofes, der Esel, der alte Affe, das Rhinozeros, das dumme Schaf, das Rindvieh, alle, alle waren erschienen, um diesem Wettkampf beizuwohnen. Der Brummochse hatte sogar einen Totalisator aufgemacht. Da setzten alle auf das Kamel, nur das Heupferd wettete auf die Schnecke. Ein weit abgelegenes Ziel war den beiden Kämpfern gesteckt worden — aber die Schnecke passierte es als erste. Das Kamel war nämlich den Dienstweg gegangen.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter R o b e r t S t y r a, Poznań.